

MSG Moderne Stadtgeschichte, Bd. 52/2 (2021), 105-114

DOI: 10.60684/msg.v52i2.2021208

Christiane Reinecke
Universität Flensburg

Über Langeweile, Nichtarbeit und raumzeitliche Konflikte in der Peripherie französischer Städte

MSG Moderne Stadtgeschichte
ISSN: 2941-6159 online
<https://moderne-stadtgeschichte.de>

Dieses Werk steht unter der [Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/).
Bei den Abbildungen sind eingeschränkte Lizenzformen möglich, Weiternutzungsrechte
sind gesondert abzuklären.
© Christiane Reinecke 2021



Über Langeweile, Nichtarbeit und raumzeitliche Konflikte in der Peripherie französischer Städte

While boredom surely is an individual feeling closely associated with slowness or idleness, we can identify historical contexts in which boredom was evoked as a collective experience or used to mark specific groups and routines as problematic. In late 20th-century Western European cities, historical actors thus repeatedly labelled certain spaces or groups as different by pointing to their boringness. Whereas in the 18th and 19th centuries, a certain ennui still seemed characteristic of an upper class not forced to work, in late capitalist cities a bored person was considered potentially dangerous (or endangered). While the socio-economic order at that time was strongly oriented towards economic productivity, boredom, much like slowness, seemed suspicious. Between the late 1950s and the late 1990s, French newspapers thus repeatedly presented boredom as a key problem of the banlieues. Analysing these representations of the urban periphery, I argue that the evocation of boredom repeatedly served as mechanism of social distinction that urban observers used to distinguish “the productive many” (white, male employees) from “the idle few” (housewives or, later, migrant youth).

Als der französische Philosoph Henri Lefebvre 1962 in seiner „Kritik des Alltags“ über das alltägliche Leben in der kapitalistischen, urbanisierten Moderne nachdachte, bestimmte für ihn vor allem eines das Lebensgefühl des fordistischen Menschen: Langeweile. Die kapitalistische Produktion und ihre fortschreitende Technisierung setze Männer wie Frauen einer Zeitlichkeit aus, die keine Überraschungen mehr berge, schrieb Lefebvre: „Am Horizont der modernen Welt geht die schwarze Sonne der Langeweile auf.“¹ Dementsprechend betrachtete der Philosoph eine „Soziologie der Langeweile“ als notwendiges Element einer kritischen Auseinandersetzung mit der Moderne.

Ähnlich wie Stillstand und Langsamkeit – als spezifische Raumzeiten mit der Langeweile eng verwandt – interessiert viele Forschende das Langweilige jedoch am ehesten als Kontrapunkt zum Eigentlichen, Erklärungsbedürftigen: dem Stress etwa oder der fundamentalen Beschleunigungserfahrung, die mit dem Leben in der urbanisierten Moderne in der Regel in Verbindung gebracht

¹ Henri Lefebvre, *Critique de la vie quotidienne*, 2. Fondements d'une sociologie de la quotidienneté, Paris 1980 [1962].

werden.² Dabei generiert gerade der Blick auf Stillstand und Langeweile wichtige Fragen und Einsichten in wechselnde Raumzeiterfahrungen und damit verknüpfte Wertigkeiten und Konflikte.³ Der französische Kulturhistoriker Christophe Granger hat sicher Recht, wenn er davon ausgeht, dass Langeweile zunächst einmal eine Erfahrung ist, die an einen konkreten Raum und eine konkrete Zeit gebunden ist; eine Erfahrung der Diskrepanz zwischen der erlebten und der erhofften oder erwarteten Gegenwart.⁴ Ebenso richtig ist aber, dass Langeweile nicht zu verstehen ist, ohne das „Gefüge der sozialen Werte“ (*le tissu des valeurs sociales*) einzubeziehen, das zur Beurteilung einer Situation jeweils herangezogen wird.⁵

Langeweile ist schließlich auch eine Bewertungskategorie, über die historische Akteure nicht nur die von ihnen selbst erfahrene Zeitlichkeit einordnen, sondern die sie benutzen, um über andere zu sprechen, um spezifische Situationen, Räume oder Gruppen (oder gleich das Lebensgefühl einer ganzen Epoche) zu charakterisieren. Zwar handelt es sich bei Langeweile sicher um ein individuelles (Zeit)Gefühl, in dem sich meist ein Auseinanderklaffen von Erfahrung und Erwartung ausdrückt. Doch lassen sich historisch auch Räume und

² Zu den sich seit den 1970er Jahren wandelnden Evokationen von „Langeweile“ und ihren politischen Implikationen siehe allerdings Ben Anderson, *Affect and Critique. A Politics of Boredom*, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 39, 2021, S. 197–217. Zur diskursiven Bedeutung von Langeweile von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg – zumal mit Blick auf die Verknüpfung mit hegemonialen Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit – vgl. Martina Kessel, *Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom späten 18. Jahrhundert bis zum frühen 20. Jahrhundert*, Göttingen 2001.

³ Zu den aktuellen Debatten um Zeitlichkeit und Zeitpraktiken in der historischen Forschung siehe u.a. Achim Landwehr, *Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2014; ders., *Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie*, Frankfurt am Main 2016; Fernando Esposito (Hrsg.), *Zeitenwandel. Transformationen geschichtlicher Zeitlichkeit nach dem Boom*, Göttingen 2017; François Hartog, *Regimes of Historicity. Presentism and Experiences of Time*, New York 2015. Speziell zu „Beschleunigung“ siehe die einflussreichen soziologischen Ausführungen von Hartmut Rosa, *Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit*, Berlin 2018. Zu Stillstand und Langsamkeit wiederum siehe – hier v.a. aus der Perspektive der Mobility Studies: Nichola Khan, *Immobility, Keywords of Mobility. Critical Engagements*, New York 2016, S. 93–112; Phillip Vannini, *Slowness and Deceleration*, in: Peter Adey u.a. (Hrsg.), *The Routledge Handbook of Mobilities*, London u.a. 2017, S. 116–124. Zu Raumzeit als Gegenstand historischer Analysen siehe auch Holt Meyer/Susanne Rau/Katharina Waldner (Hrsg.), *SpaceTime of the Imperial*, Berlin 2017.

⁴ Christophe Granger, *Introduction. Deux siècles d'ennui*, in: Pascale Goestchel/Christophe Granger/Nathalie Richard (Hrsg.), *L'ennui. Histoire d'un état d'âme (XIXe - XXe siècle)*, Paris 2012, S. 7–22, hier S. 10.

⁵ Ebd.

Kontexte ausmachen, in denen Langeweile verdichtet als kollektive Erfahrung beschworen oder einer bestimmten Gruppe zugeschrieben wird. Und es sind genau diese Zuschreibungen von Langeweile als Problem bestimmter urbaner Räume, Gruppen oder Zeiten, um die es mir in diesem Essay geht. Als Ausgangspunkt dient mir dabei die Beobachtung, dass im fortgeschrittenen 20. Jahrhundert in westeuropäischen, insbesondere in französischen Städten die verdichtete Beschwörung von Langeweile wiederholt dazu diente, bestimmte Gruppen und Praktiken als abweichend oder problematisch zu kennzeichnen.⁶

Genau genommen diente Langeweile – und das ist meine zentrale These – als eine Art temporales Distinktionsmittel: als Mittel der Auf- und Abwertung unterschiedlicher zeitlicher Praktiken und Routinen. Während ein gewisses *ennui* im 18. und 19. Jahrhundert eher Kennzeichen der oberen, nicht zur Arbeit gezwungenen Schichten war, galt der oder die Gelangweilte in Beschreibungen des Städtischen im fortgeschrittenen 20. Jahrhundert als potenziell gefährdet oder gefährlich. In einer Zeit, in der die sozioökonomische Ordnung und das hegemoniale Zeitregime stark auf ökonomische Produktivität beziehungsweise auf Selbstverwirklichung durch Arbeit ausgerichtet waren, war der oder die Gelangweilte anscheinend eine verdächtige, vielleicht eine zeittypische, selten aber eine positive Figur. Das legen jedenfalls die vielfältigen Beschreibungen von Langeweile als einem Problem der französischen Vorstädte nahe, die in der französischen Öffentlichkeit zwischen den späten 1950er und den späten 1990er Jahren zu verschiedenen Zeitpunkten verdichtet zu hören und lesen waren. Um sie (und nicht so sehr um Langeweile als individuelle Erfahrung) soll es im Folgenden gehen.

Die vorstädtischen Großsiedlungen oder *grands ensembles* waren in Frankreich in den ersten Nachkriegsjahrzehnten in großer Zahl an der Peripherie französischer Städte entstanden. Sie firmierten anfänglich vor allem als „Schlafstädte“. In Reaktion auf die herrschende Wohnungsnot erbaut, waren die Siedlungen Teil einer ambitionierten staatlichen Wohnungsbaupolitik. Sie zeugten von dem Versuch einer modernistischen Neuordnung der Städte, die eine Aufteilung des Stadtraums nach funktionalen Gesichtspunkten anvisierte.⁷ Wohnen, Arbeiten und Konsum sollten in separaten Räumen stattfinden. Dar-

⁶ Zur gängigen Assoziation von Langeweile mit gesellschaftlichen Problemen im späten 20. Jahrhundert siehe auch Anderson.

⁷ Für eine ideengeschichtliche Sicht auf die moderne Stadtplanung vgl. Peter Hall, *Cities of Tomorrow. An Intellectual History of Urban Planning and Design in the Twentieth Century*, 3. Aufl., Malden 2002; Eric Mumford, *Defining Urban Design. CIAM Architects and the Formation of a Discipline, 1937-69*, New Haven 2009. Für eine globalgeschichtlich-vergleichende Perspektive auf die Geschichte moderner Hochhaussiedlungen siehe Florian Urban, *Tower and Slab. Histories of Global Mass Housing*, Abingdon 2012; Frédéric Dufaux/Annie Fourcaut (Hrsg.), *Le monde des grands ensembles*, Paris 2004.

über hinaus verfolgten die Planenden reformerische Ziele und sahen in der Abrissanierung innerstädtischer Altbauviertel und dem neuen Massenwohnen am Stadtrand auch eine Antwort auf die „soziale Frage“. Die Beengtheit des proletarischen Wohnens sollte durch den Bau größerer, hellerer, modern ausgestatteter Wohnungen im Grünen beseitigt werden. Die sozial durchmischte Belegung der Großsiedlungen sollte zudem zu einer tendenziell homogeneren Gesellschaft beitragen.

Noch bevor ihr Bau abgeschlossen war, zogen die neu erbauten Großsiedlungen in den späten 1950er und 1960er Jahren allerdings massiv die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Immer wieder pilgerten Forschende und Journalist*innen in der Annahme dorthin, in den Siedlungen einer modernen Gesellschaft im Entstehen zusehen zu können. Dabei gehörte es zu den zentralen Elementen ihrer Beschreibungen der *grands ensembles*, dass der Alltag dort einem immer gleichen Rhythmus folgte: Wochentags leerten die Siedlungen sich jeden Morgen zur gleichen Zeit, wenn vor allem „die Männer“ den Vorstadtzug nahmen oder sich in ihr Auto setzten, um zur Arbeit zu fahren. Und sie füllten sich jeden Abend zur etwa gleichen Zeit, wenn die Berufstätigen in ihren Zügen, Bussen und Autos von der Arbeit zurückkehrten und sich zu ihren Familien an den Abendbrottisch setzten.⁸

Diese Beschreibungen einer durch einen getakteten Arbeitsalltag vorgegebenen zeitlichen Routine der sogenannten „Schlafstädte“ waren klar gegendert: Die Fahrenden waren in der Regel Männer. Diejenigen, die tagsüber mit ihren Vorschulkindern in den entleerten Siedlungen zurückblieben, waren durchgehend Frauen.⁹ Das entsprach insofern nicht ganz der sozialen Realität, als ein gutes Drittel der in den neuen Großsiedlungen wohnenden Frauen durchaus berufstätig war.¹⁰ Doch spiegelte es ein zentrales infrastrukturelles Problem der Siedlungen wider. Denn während es sich bei dem weit größten

⁸ Vgl. z.B. Maurice Denuzière, *Cités sans Passé*, in: *Le Monde*, 27./28.10.1963. Der Journalist beschreibt einen morgendlichen Exodus aus der bei Paris gelegenen Großsiedlung Sarcelles, bei dem morgens 13.000 Personen die Stadt verließen, 60% der Arbeitenden mit dem Zug, 10% mit dem Autobus, 30% mit dem Auto. Siehe in ähnlicher Weise Robert Lechene, *Ce qu'on ne vous dit pas sur les grands ensembles*, in: *L'Humanité*, 18.12.1960; Jean Duquesne, *Vivre à Sarcelles. Le grand ensemble et ses problèmes*, Paris 1966, S. 89, S. 120f., S. 135.

⁹ Ebd.; Vgl. auch Gérard Gatinot, *Les vraies raisons de la sarcellite*, in: *L'Humanité*, 5.11.1965; *La Butte-à-la-Reine*, Dokumentarfilm im Rahmen der Reihe „A la découverte des Français“, produziert von Jean Claude Bergeret/Roger Benamou, Erstausstrahlung 12.04.1957 (RTF).

¹⁰ In Sarcelles etwa arbeiteten laut einer Studie von 1964 61% der dort lebenden Frauen nicht. Thibault Tellier, *Le temps des HLM 1945-1975. La saga urbaine des Trente Glorieuses*, Paris 2007, S. 103. Eine andere soziologische Befragung ging 1962 davon aus, dass 34% der Mütter in Sarcelles berufstätig waren. Tellier, *Le temps*, S. 87.

Teil der neuen Siedlungsbevölkerung um junge Familien, viele davon Mittelschichtsfamilien, handelte, fehlte es in den Anfangsjahren nicht nur an Geschäften und öffentlichen Begegnungsräumen, sondern auch an Krippen, Spielplätzen und anderen Infrastrukturen der Kinderbetreuung. Das führte dazu, dass gerade Mütter Schwierigkeiten hatten, neben ihren Betreuungsaufgaben berufstätig zu sein.¹¹

Auch deswegen begann sich bereits in den frühen 1960er Jahren um die neuen Siedlungen ein hochmedialisierter Krisendiskurs herauszubilden, der allerdings weit mehr behandelte als nur infrastrukturelle Schwächen.¹² Dass die kommunistische Zeitung *L'Humanité* bereits 1965 eine Reportage zu einer bei Paris gelegenen Großsiedlung mit der Frage überschrieb „Muss Sarcelles zerstört werden?“ (*Faut-il détruire Sarcelles?*), war vielmehr charakteristisch für eine allgemein verbreitete Ernüchterung.¹³ Beobachter*innen unterschiedlicher politischer Lager hoben mit Blick auf die Vorstadtsiedlungen immer häufiger nicht deren Fortschrittlichkeit und Komfort hervor, sondern kritisierten stattdessen deren Trostlosigkeit. Sie zeichneten die *grands ensembles* als Räume der Langeweile, Anonymität und gleichförmigen Ereignislosigkeit. Der Journalist Gérard Marin etwa beschwor in einer Artikelserie, die der konservative *Le Figaro* 1963 in einer Spezialausgabe zum Leben in den Neuen Städten veröffentlichte, schon in der Überschrift die „Langeweile“ als „gemeinsamen Feind der Bewohner der Grands Ensembles“.¹⁴

Im Zentrum dieser vielfältigen Beschwörungen der ereignisarmen Vorstadtsiedlungen standen zunächst nur vereinzelt (männliche) Jugendliche,¹⁵ vor allem aber Frauen – und zwar vorrangig Frauen, die nicht berufstätig waren und damit nicht zu denjenigen gehörten, die frühmorgens die Schlafstädte verließen. Auffällig an den verdichteten Beschreibungen der gelangweilten Vorstadtbewohnerinnen war vor allem ihr moralischer Unterton. Das klang besonders an, wenn die *Libération* in einem Artikel von den „Madame Bovarys“ der Sozialwohnungssiedlungen sprach und damit das Stereotyp eines dezidiert weiblichen Müßiggangs bediente.¹⁶ Außerdem wurde es deutlich, wenn der

¹¹ Siehe dazu und zum Folgenden ausführlicher: Christiane Reinecke, Die Ungleichheit der Städte. Urbane Problemzonen im postkolonialen Frankreich und der Bundesrepublik, Göttingen 2021, insbesondere S. 160-184.

¹² Zur Geschichte der Großsiedlungen als Problemkonstruktion siehe auch die Beiträge in Sebastian Haumann/Swenja Hoschek (Hrsg.), Großsiedlungen als Problemkonstruktion. Themenheft, in: Forum Stadt 47:3, 2020.

¹³ Gérard Gatnot, IX. – Faut-il détruire Sarcelles?, in: *L'Humanité*, 9.11.1965.

¹⁴ Gérard Marin, Vivre dans les cités nouvelles, in: *Le Figaro*, 12.2.1963.

¹⁵ Vgl. z.B. Habitations à loisirs modérés, Dokumentarsendung, Erstaussstrahlung 3.12.1964 (ORTF).

¹⁶ Madame Bovary dans les HLM, in: *Libération*, 26.11.1963.

Journalist Maurice Denunzière die Hochhaussiedlungen in einer Artikelserie nicht nur als „Städte ohne Vergangenheit“ (*cités sans passé*) charakterisierte, sondern auch als bemerkenswert eintönig. Dass gerade Frauen dort über Langeweile klagten, war aus Denunzières Sicht indes weniger ein Problem der Umgebung als ein Problem bestimmter Frauen, „die kein Innenleben haben, die die Lektüre abstößt, die sich nicht an gemeinschaftlichen Aktivitäten beteiligen: Sie empfinden eine bestimmte Form der Langeweile, die nichts anderes ist als ein Ausdruck einer, oftmals vorübergehenden, Inadaptation“.¹⁷

Dass Frauen, vornehmlich Hausfrauen, unter der Eintönigkeit des Vorstadt-lebens besonders litten und dieses Leiden mitunter in psychischen Problemen mündete, wurde in den 1960er Jahren wieder und wieder behauptet, nicht nur in der Presse, sondern auch in den sich mehrenden soziologischen Untersuchungen der Vorstadtbewohnerinnen.¹⁸ Die Sozialpsychologin Michèle Huguet etwa untersuchte in einer umfassenden Studie, wie sich speziell Frauen in den Großsiedlungen einlebten beziehungsweise wie ihnen ein solches Einleben eben nicht gelang. In diesem Kontext interessierte sie sich stark für die Langeweile der befragten Frauen, in der sie den Ausdruck einer noch nicht erfolgten Anpassung an die neue städtische Umwelt sah – und die Vorstufe psychischer Leiden wie namentlich Depressionen. Beeinflusst von einem Boom psychologischer Deutungsweisen in den französischen Sozialwissenschaften der Nachkriegszeit interessierte sich die Soziologin besonders für die psychischen Reaktionen der Bewohnerinnen auf ihre neue urbane Umwelt und wertete ein Gefühl der Langeweile als Zeichen einer tiefgreifenden Unzufriedenheit mit der eigenen Lebensweise.¹⁹ Sie bezog sich bei ihren Betrachtungen allerdings nicht auf alle weiblichen Siedlungsbewohnerinnen gleichermaßen, sondern speziell auf nicht berufstätige Mütter, die zu dieser Zeit grob zwei Drittel der in den Siedlungen lebenden, etwa zur Hälfte der Mittelschicht angehörenden weiblichen Bewohnerschaft ausmachten.²⁰ Insbesondere die gelangweilte Hausfrau beschrieb die Sozialpsychologin als gefährdete Figur, die der Unterstützung bedurfte.

¹⁷ Maurice Denunzière, *Cités sans passé*. III: Construire une communauté humaine, in: *Le Monde* 27./28.10.1963. Vgl. in ähnlicher Weise Duquesne, S. 119.

¹⁸ Siehe dazu auch Annie Fourcaut/Thibault Tellier, *La Sarcellite ou pourquoi les femmes s'ennuient dans les grands ensembles*, in: Granger, *L'ennui*, S. 275-288; Christiane Reinicke, *Into the Cold. Neighborliness, Class, and the Emotional Landscape of Urban Modernism in France and West Germany*, in: *Journal of Urban History* 48:1, 2022, S. 163-181, insbesondere S. 168-170.

¹⁹ Michèle Huguet, *Les femmes dans les grands ensembles. De la représentation à la mise en scène*, Paris 1971; dies., *Les femmes dans les grands ensembles. Approche psychologique de cas d'agrément et d'intolérance*, in: *Revue Française de Sociologie* 6, 1965, S. 215-227.

²⁰ Huguet, *Approche*, S. 224; Tellier, *Le temps*, S. 103; Duquesne, S. 86f.

Mit den später, etwa im Rahmen von Oral History Projekten erfassten Erinnerungen früherer Vorstadtbewohnerinnen decken sich derartige Darstellungen nicht wirklich. Viele erinnerten sich eher wehmütig an die Frühzeit der Siedlungen, an ihren Umzug dorthin und an ein Gemeinschaftsgefühl, das anscheinend gerade aus der geteilten Erfahrung resultierte, auf einer Großbaustelle zu leben, die in vielerlei Hinsicht noch Provisorium war.²¹ Dennoch spiegelten die zahlreichen Beschreibungen der gelangweilten Vorstadtbewohnerinnen in den 1960er Jahren aller Wahrscheinlichkeit nach Konflikte wider, die aus der verschärften räumlichen Trennung von Wohnen, Einkaufen und Arbeiten in den peripheren Hochhaussiedlungen resultierten – und aus der damit verknüpften Neuaufteilung gegenderter Tätigkeitsphären. Schließlich brachte der Umzug an den Stadtrand für viele Familien einen tiefgreifenden Wandel der alltäglichen Wege und Routinen mit sich, und der krisenhafte Diskurs zur Langeweile der Vorstadtbewohnerinnen legt nahe, dass keineswegs alle diesen Wandel als konfliktfrei wahrnahmen.

Allerdings geht es mir bei meinen Überlegungen um Langeweile als ein diskursiv beschworenes, einem bestimmten Raum, einer bestimmten (Tages)Zeit und einer bestimmten Gruppe zugeschriebenes Gefühl. Und mich beschäftigt die Frage, was für Vorstellungen von Normalität und Abweichung sich mit diesen diskursiven Beschwörungen verbanden. Im Zusammenhang mit den verdichteten Beschreibungen der gelangweilten Vorstadtbewohnerinnen jedenfalls fällt auf, dass ihnen oft ein moralisch aufgeladenes Verständnis guter oder schlechter Aktivität zugrunde lag, indem deren Unzufriedenheit mit der Produktivität eines durch Lohnarbeit getakteten Alltags kontrastiert wurde. Zugleich war die gängige Zeichnung der eintönigen Schlafstädte typisch für eine in den 1960er und 1970er Jahren zunehmend kritische Reflexion einer auf Lohnarbeit und kapitalistische Produktionsverhältnisse ausgerichteten sozialen Ordnung. Schließlich war Henri Lefebvre nicht der Einzige, der die fordistische Gegenwart als leer und langweilig beschrieb. In Westdeutschland etwa sah Theodor W. Adorno in Langeweile auf ganz ähnliche Weise den Ausdruck einer grundlegenden Erfahrung der Fremdbestimmung in einem durch Massenkonsum und den Zwang zur Arbeit strukturierten Reich des „Immergleichen“.²²

Doch selbst als sich in den folgenden beiden Jahrzehnten mit dem starken Anstieg von Arbeitslosigkeit ein grundlegender Wandel in der sozioökonomischen Ordnung abzeichnete, war es weiterhin ein durch Lohnarbeit getakteter urbaner Alltag, der im Zusammenhang mit den gelangweilten Vorstadtbewoh-

²¹ Vgl. z.B. Sylvain Taboury/Karine Gougerot (Hrsg.), Billardon, Grâne 2004.

²² Theodor W. Adorno, *Free Time* [1971], in: ders., *The Culture Industry. Selected Essays on Mass Culture*, London 1991, S. 187–197, insbesondere S. 200f.; ders., *Freizeit*, in: ders., *Stichworte. Kritische Modelle 2*, Frankfurt am Main 1969.

ner*innen als „normal“ beschworen wurde. Nur war es Anfang der 1980er Jahre nicht mehr die angeblich mit Depressionen kämpfende, tendenziell der Mittelschicht zugerechnete einsame Hausfrau, die im Zentrum dieser Beschwörungen stand, sondern es war der arbeitslose männliche Vorstadtjugendliche.

Nachdem im Sommer 1981 in Les Minguettes bei Lyon gewaltsame Unruhen ausgebrochen waren, die bald auf andere Großsiedlungen übergriffen, standen die französischen Großsiedlungen Anfang der 1980er Jahre wieder vermehrt in der öffentlichen Aufmerksamkeit.²³ Die in diesem Zusammenhang einsetzende Sorge um die Vorstädte, die bald in verschiedenen stadtpolitischen Initiativen mündete, fokussierte besonders auf männliche Jugendliche, und insbesondere auf männliche muslimische Jugendliche. Ihnen schrieben die zeitgenössischen Beobachter*innen, häufig unter Rückgriff auf ethnisierende Stereotype, eine erhöhte Gewaltbereitschaft und kriminelle Energie zu, die ihrerseits gerne als Folge von Langeweile und Frustration gedeutet wurden.²⁴ Typisch dafür war ein Beitrag in der *Le Monde*, dessen Autor mit Blick auf Les Minguettes schrieb: „Sommer, Arbeitslosigkeit und *grands ensembles* sind keine gute Mischung. Wenn die Tage lang und heiß sind, verspüren in Städten dies- und jenseits des Atlantiks junge Menschen, die arbeitslos sind oder keine Möglichkeit haben, in den Urlaub zu fahren; Immigranten, die sich mehr als zu anderen Zeiten nach ihrem Land sehnen, einen manchmal unbändigen Drang, aggressiv zu sein.“²⁵ Von einem „Sommer der Langeweile“ war in dem im Juli 1982 veröffentlichten Beitrag dann noch die Rede, sowie davon, dass die Jugendlichen mit Vandalismus und Aggressionen auf die eigene Zukunftslosigkeit reagierten. Dabei legen zeitgenössische Interviews und Reportagen nahe, dass arbeitslose Jugendliche ihren eigenen Vorstadtalltag mitunter durchaus selbst als langweilig und frustrierend empfanden.²⁶

Die in der Presse gängige Darstellung der langweiligen Vorstädte war also nicht notwendigerweise falsch, aber sie war oft eng verknüpft mit einer stereotypen, in Teilen rassistisch grundierten Zeichnung männlich-muslimischer Jugendlicher als potenziell gewaltbereit und gefährlich. Tatsächlich war die Jugendarbeitslosigkeit zu dieser Zeit in Frankreich bemerkenswert hoch, und

²³ Michelle Zancarini-Fournel, *Généalogie des rébellions urbaines en temps de crise* (1971-1981), in: *Vingtième Siècle. Revue d'histoire*, 2004, S. 119-127; Abdellali Hajjat, *Rébellions urbaines et déviances policières*, in: *Cultures & Conflits* 93, 2014, S. 11-34. Zum Umgang mit u.a. algerischen Migrant*innen in v.a. Lyon vgl. auch Bettina Severin-Barboutie, *Migration als Bewegung am Beispiel von Stuttgart und Lyon nach 1945*, Tübingen 2019.

²⁴ Mustafa Dikeç, *Badlands of the Republic. Space, Politics and Urban Policy*, Malden 2007; Sylvie Tissot, *L'État et les quartiers. Genèse d'une catégorie de l'action publique*, Paris 2007.

²⁵ Pierre Drouin, *Raser les 'grands ensembles'?*, in: *Le Monde*, 15.7.1982.

²⁶ Siehe etwa die Zitate in der soziologischen Studie von François Dubet, *La galère. Jeunes en survie. Enquête*, Paris 2008 [1987].

überdurchschnittlich hoch in bestimmten Vorstadtsiedlungen. Auch vor diesem Hintergrund firmierte der gelangweilte Vorstadtjugendliche, dessen Alltag nicht durch den Rhythmus regelmäßiger Lohnarbeit strukturiert war, in der Presse und politischen Debatten als eine potenziell gefährliche Figur.²⁷ Zugleich ist bemerkenswert, wie sehr die zeitgenössischen Kommentator*innen insbesondere mit Blick auf den Sommer vor den Gefahren einer um sich greifenden Langeweile und Unzufriedenheit warnten. Die Ferienmonate im Sommer galten in stadtpolitischen Kreisen als eine besonders explosive Zeit, in der die Gefahr weiterer Unruhen am größten schien.²⁸ Dies war eine Beobachtung, die politisch durchaus Effekte zeitigte, denn die französische Regierung finanzierte Anfang der 1980er Jahre eine Reihe von Maßnahmen, die darauf abzielten, die Vorstadtjugendlichen in den Sommermonaten durch mehr Freizeitangebote und betreute Reisen intensiver zu beschäftigen.²⁹

Einmal davon abgesehen, dass Langeweile in diesem Zusammenhang wiederholt mit der stereotypisierenden Beschreibung des gewaltbereiten migranischen Jugendlichen in Verbindung gebracht wurde, bestand das Gefährliche der Langeweile aus zeitgenössischer Sicht anscheinend in einer doppelten Ungleichzeitigkeit: in einem urbanen Alltag, der sich vom Alltag derjenigen unterschied, die regulär beschäftigt waren – und in einer sommerlichen Routine, die sich vom Verhalten all derer abhob, die im Sommer die Städte verließen und in den Urlaub fuhren.

Der Blick auf das „Gefüge der sozialen Werte“, das den verdichteten Beschreibungen urbaner Langeweile unterlag, legt es nahe, dass die Langeweile der einen im fortgeschrittenen 20. Jahrhundert gerne mit der Produktivität der anderen kontrastiert wurde. Vor allem aber lässt er vermuten, dass die diskursive Beschwörung von „Langeweile“ mitunter tatsächlich als temporales Distinktionsmittel fungierte, über das bestimmte Routinen und Gruppen abgewertet wurden. In der spätkapitalistischen westeuropäischen Stadt war der oder die Gelangweilte jedenfalls tendenziell eine zweifelhafte (gefährliche oder gefährdete) Sozialfigur. Umso mehr, als die Unzufriedenheit der Gelangweilten – wie im Falle der Vorstadtjugendlichen Anfang der 1980er Jahre – gar nicht

²⁷ Dass im Sommer 1981 sogenannte *rodéos* zu den Auslösern der Unruhen gezählt hatten – Rennen mit gestohlenen Autos, die im Anschluss am Fuße der Hochhäuser angezündet wurden – gehörte zu den häufigen Anknüpfungspunkten der von verschiedenen Kommentator*innen beschworenen gefährlichen Langeweile in den Vorstädten, vgl. Toumi Djaïdja/Adil Jazouli, *La marche pour l'égalité. Une histoire dans l'histoire*, La Tour-d'Aigues 2013, S. 30.

²⁸ Dikeç, S. 51.

²⁹ Ebd.; Tissot, S. 67.

durchgehend mit tatenlosem oder gar produktivem Nichtstun gleichgesetzt wurde, sondern im Gegenteil mit der Gefahr aufbrechender Konflikte.

Allerdings bin ich in diesem Beitrag den unterschiedlichen Konjunkturen der Warnung vor urbaner Langeweile nur in einem spezifischen Kontext nachgegangen, und zwar im Zusammenhang mit den französischen Vorstädten und deren Darstellung in den Massenmedien. Ein solcher erster, eher suchender Blick deutet indes darauf hin, dass es sich analytisch durchaus lohnen würde, den sich verschiebenden Evokationen von Langeweile als einem Problem bestimmter Räume, Praktiken und Milieus weiter nachzugehen. Denn tatsächlich drückten sich in diesen Evokationen oftmals Normalitätserwartungen hinsichtlich einer angemessenen Beschäftigung im urbanen Raum oder einer richtigen Rhythmisierung des urbanen Alltags aus.

Vom Schweigen über das Nichtessen bis hin zum Faulsein: Praktiken des Unterlassens, Verweigerns oder Nichttuns sind in den letzten Jahren vermehrt in den Fokus kulturgeschichtlicher Analysen des Politischen oder Sozialen gerückt.³⁰ Während es den einen dabei eher darum geht, das Widerständige oder Eigensinnige derartiger Praktiken zu untersuchen, fragen andere danach, wie sich ausgehend von solchen Unterlassungspraktiken wechselnde Normalitätsannahmen und Normalisierungsformen untersuchen lassen. Die Historisierung der mit Formen des Nichtstuns eng verknüpften urbanen Langeweile lässt sich in diesen Rahmen einfügen. Sie generiert in jedem Fall produktive Fragen, auch deswegen, weil sie den Blick auf das Neben- und Gegeneinander unterschiedlicher zeitlicher Routinen lenkt und auf die Wertungen, die den Umgang damit häufig anleiteten. Wie Individuen und Gruppen ihre Zeit nutzten und nutzen sollten, das war im langen 20. Jahrhundert schließlich immer wieder eine zentrale Frage, an der sich wechselnde Disziplinierungs- und Optimierungsbemühungen ausrichteten. Dabei galt Langeweile oft genug als Ausdruck einer scheiternden Arbeit am Alltag und am Selbst. Umso aufschlussreicher wäre ein vertieftes Verständnis der Frage, wann, wo und für wen die „schwarze Sonne der Langeweile“ aufging – oder ihr Aufgang beschworen wurde.

³⁰ Theo Jung (Hrsg.), *Zwischen Handeln und Nichthandeln. Unterlassungspraktiken in der europäischen Moderne*, Frankfurt am Main u.a. 2019; Yvonne Robel, *Von passiven Gammeln zu professionellen Müßiggängern? Mediale Bilder des Nichtstuns seit den 1960er Jahren*, in: Petra Terhoeven/Tobias Weidner (Hrsg.), *Exit. Ausstieg und Verweigerung in "offenen" Gesellschaften nach 1945*, Göttingen 2020, S. 290-312; Norman Aselmeyer/Veronika Settele (Hrsg.), *Geschichte des Nicht-Essens. Verzicht, Vermeidung und Verweigerung in der Moderne*, München 2020.